

Textlinguistik beeinflussen Auslegungsmethoden innerhalb der neutestamentlichen Exegese zumindest im deutschen Sprachraum noch in der Erprobung sind. Insofern gebührt seinem Versuch, sie für einen zentralen Abschnitt des Johannesevangeliums fruchtbar gemacht zu haben, Anerkennung.

J. BEUTLER S. J.

KLAUCK, HANS-JOSEF, *Der erste Johannesbrief* (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament = EKK XXIII/1). Zürich–Braunschweig–Neukirchen: Benziger-Neukirchener 1990. XI/363 S. (I). – DERS., *Der zweite und dritte Johannesbrief* (EKK XXIII/2). Zürich–Braunschweig–Neukirchen: Benziger-Neukirchener 1991. X/140 S. (II).

In erstaunlich kurzer Zeit hat der Würzburger Neutestamentler und Schnackenburg-Nachfolger diese beiden bemerkenswerten Bände vorgelegt, die jetzt das gesamte Korpus der Johannesbriefe auf dem neuesten Stand auslegen. Um es vorwegzunehmen: an Gründlichkeit und Ausgewogenheit sind sie z. Zt. unübertroffen; die einzige ernstzunehmende Parallele bleibt der Johannesbriefkommentar von R. E. Brown (Garden City, NY, 1982), der freilich nun auch schon ein Jahrzehnt zurückliegt und der durch die Theorie vom „Kommentarcharakter“ des Ersten Johannesbriefes gegenüber dem Johannesevangelium auch eine angreifbarere Grundposition einnimmt. Wenden wir uns zuerst dem Ersten Johannesbrief zu. In der geschichtlichen Einordnung folgt K. dem sich heute bildenden Konsens, daß der Brief zu Anfang des 2. Jh. (100 bis 110 n. Chr.), vermutlich in Ephesus, entstanden ist (I 49). Dies bedeutet, daß er zeitlich nach der Entstehung des Johannesevangeliums, zumindest in seinem Grundbestand, anzusetzen ist (I 46), vermutlich innerhalb der heute oft angenommenen „joh. Schule“ (I 45). Der Verf. wäre eher von demjenigen des Evangeliums verschieden, jedoch ihm durch die Zugehörigkeit zur gleichen Schule geistes- und sprachverwandt (ebd.). Vor einer näheren Charakterisierung des Verf., etwa durch Gleichsetzung mit dem „Presbyter Johannes“, den Papias von Hierapolis kennt, scheut K. eher zurück (vgl. I 43; II 22); freilich lag zur Zeit der Veröffentlichung auch des zweiten Bandes noch nicht die deutsche Fassung des großangelegten Werkes von M. Hengel „Die johanneische Frage“ (Tübingen 1993) vor, die die Presbyterfrage wieder stärker ins Gespräch bringt. Bis hierhin kann uneingeschränkte Zustimmung signalisiert werden. Etwas kontroverser wird die Frage, mit welcher Gegnergruppe sich der Verf. auseinandersetzt. Daß eine Spaltung der Gemeinde nur kurz zurückliegt, zeigt 1 Joh 2, 19 f. Nach Prüfung der gegenwärtig vorgetragenen Positionen entscheidet sich K. mit guten Gründen für „Ultra-Johanneer“ (um einen Ausdruck von Ph. Vielhauer zu gebrauchen), d. h. joh. Christen, die die Hoheitschristologie der joh. Tradition auf die Spitze getrieben hatten und zu einem Christusbild mit doketistischen, ja gnostisierenden Zügen gelangt waren, ohne daß formell von Dokerismus oder Gnosis die Rede sein könnte (I 40 f.). Mit Recht weist K. hier auch auf die Grundlagen der gegnerischen Irlehre in deren Menschenbild hin (I 41): Es besteht in der Tat eine Entsprechung zwischen der Leugnung eines fleischgewordenen Christus und einem pneumatischen Enthusiasmus, der die Gegner über sich selbst hinaus gehoben zu haben scheint. Hieraus würde dann folgen, daß die christologischen Formeln des 1 (und 2) Joh nicht zuletzt soteriologische Bedeutung hätten. Bei K. wird dies nicht ganz hinreichend deutlich, wie auch ein Blick auf die entsprechenden Textabschnitte 1 Joh 2, 22; 4, 2 f.; 2 Joh 7 zeigt. Es sieht so aus, daß der eigentliche Streit zwischen der Gruppe des Verf. und den Gegnern um die Anthropologie, d. h. um das christliche Selbstverständnis, ging. Wenn die Gegner sich so sehr vom gegenwärtigen Heilsbesitz erfüllt und „gesalbt“ fühlten, dann hatten sie einen „Christus“ als Erlöser und Heiland nicht mehr nötig und standen damit auch über der Ethik, auch über dem Gebot der Gottes- wie Nächstenliebe. Es scheint, als wenn sich aus dieser Perspektive eine einheitlichere Sicht der beiden Zielrichtungen des 1 (und 2) Joh ergäben: rechtes Bekenntnis zu Christus und Leben aus der geschwisterlichen Liebe. Beim Aufbau des 1 Joh folgt K. mit guten Gründen einer Dreiteilung, wie überhaupt der Brief auch mikrostrukturell weitgehend von Dreiergruppen geprägt ist (I 27 f.). Freilich kann man zweifeln, ob der Schnitt jeweils bei 1 Joh 2, 18 und 4, 1 ganz glücklich gewählt ist. Er führt zu keinen sehr überzeugenden Überschriften über die Haupt-



abschnitte und erscheint damit dem Strukturvorschlag von E. Malatesta (*The Epistles of St. John*, Rom 1973) unterlegen, der von verschiedenen Gottesprädikaten (Gott ist Licht, ist gerecht, ist die Liebe) ausgeht und damit unterschiedliche Aussagen zur Weise der Gemeinschaft mit Gott in den drei Abschnitten verbindet (durch Licht, Gotteskindschaft, Liebe), mit jeweils größeren Einschnitten vor 1, 5; 2, 29 und 4, 7. Die gattungsmäßige Einordnung der 1 Joh bei den Briefen (I 29–32) überzeugt durchaus, zumal die Abweichungen der von Gattung bei Prolog (1 Joh 1, 1–4) und Epilog (5, 13) durch Einfluß des Johannesevangeliums (1, 1–18; 20, 31) erklärt werden können. Die Einordnung struktureller Beobachtungen mit Blick auf das antike Briefformular führt auf jeden Fall weiter als der Versuch, mehr oder weniger krampfhaft die Aufbauelemente einer antiken Rede nach den Gesetzen der Rhetorik im Brief wiederfinden zu wollen (I 28 f.).

Damit sind wir auch schon bei dem Hauptgewinn des Kommentars zu den beiden kleineren Briefen angelangt. Gerade weil es sich bei diesen beiden kleinen Schreiben um echte antike Privatbriefe handelt, ist der gattungsmäßige Vergleich mit den außerordentlich zahlreichen antiken Parallelen (vor allem im Bereich der Papyri) reizvoll und lehrreich. K. erweist sich hier als umsichtiger Fachmann. Freilich gibt es bislang keine allgemein akzeptierte Theorie über die unverzichtbaren Elemente eines solchen Privatbriefes, und ein Blick in die Quellentexte zeigt die mannigfaltige Verschiedenheit bei allem Formelhaften, was es auch gibt. An zwei oder drei Stellen seien hier Fragen angemerkt: im 2 Joh macht K. aus V. 4 einen selbständigen Abschnitt als „Briefproömium“, ähnlich wie F. Vouga, der in seinem Johannesbriefkommentar (Tübingen 1990) hier (weniger glücklich) von einer „Danksagung“ spricht. Demgegenüber ist freilich darauf hinzuweisen, daß sich V. 4 als gut verzahnt mit den beiden folgenden Versen erweist, und daß im antiken Brief der Ausdruck der „Freude“ über erhaltene gute Nachricht gern unmittelbar zum eigentlichen Briefkorpus überleitet. Semantisch bildet das ἐχάρην von V. 4 eine Klammer mit dem χαίρετε von V. 11 am Ende des Mittelteils, was auch eher dagegen spricht, V. 4 diesem noch voranzustellen. Ähnliche Probleme der Zuordnung stellen sich im 3 Joh: hier kennt K. ein erweitertes Proömium in V. 3–4, dem zugestimmt werden kann, beginnt den Schlußteil aber in V. 13, was V. 12 von diesem abtrennt. Hier lassen Beobachtungen von J. du Rand (in: *Neotestamentica* 13, 1981) nachdenken: Er erkennt (analog zum 2 Joh) im 3 Joh eine chiasmatische Grundstruktur, nach der der doppelte Mittelteil (Lob des Gaius, Tadel des Diotrefes) in den Versen 5–9.10–11 gerahmt wird von dem Zeugnis für Gaius im Proömium (V. 3 f.) und demjenigen für Demetrius (V. 12). Den äußeren Rahmen würden Präskript und Grußwort (V. 1 f.) und Briefschluß (V. 13–15) bilden. Hinter den geschilderten Abweichungen steht die Frage, wieweit neben gattungskritischen auch semantische Beobachtungen zur Strukturierung eines individuellen Briefes herangezogen werden sollten (Beispiel: „Zeugnis“ in V. 3 f. und 12). Historisch setzt K. den zweiten und dritten Johannesbrief etwa zur Zeit des ersten an mit der Möglichkeit, daß die Abfolge im Kanon auch der chronologischen Reihenfolge der Briefe entspricht (II 23). Diese Auffassung hat ebensoviel für sich wie die Vermutung K.s, daß alle drei Briefe den gleichen Verf. haben, der sich freilich von demjenigen des Johannesevangeliums unterscheidet (II 21). Gegenüber der jüngst geäußerten Meinung (vgl. G. Strecker, *Die Johannesbriefe*, Göttingen 1989, z. St.), in 2 Joh 7 nehme der Verf. gegen Chiliasten Stellung und der 2 Joh bedeute den „Anfang der johanneischen Schule“ (ders., *NTS* 32, 1986, 31–47), vertritt K. mit guten Gründen die Ansicht, hier werde nur das Bekenntnis aus dem Johannesevangelium und dem 1 Joh aufgenommen, nach dem Christus ein für allemal im Fleisch gekommen sei (Das Partizip wäre also eher vergangenheitsbezogen, da formelhaft). Damit wird die Plausibilität der Entstehungssituation der drei Johannesbriefe bewahrt: Sie verweisen uns in die Spätphase der joh. Gemeinde, in der diese vor die Entscheidung gestellt ist, ihr überkommenes Christusbekenntnis festzuhalten oder neuen Strömungen zu folgen, die einen fleischgewordenen Erlöser letztlich überflüssig machen. Mit dem konsequenten Versuch, dieses Anliegen durch die drei Briefe hindurch verständlich zu machen, hat K. der Forschung einen Dienst erwiesen. J. BEUTLER S. J.